

Wohnungsbau in Frankreich

Seit 1959 werden in Frankreich jährlich 300 000 neue Wohnungen gebaut. Mit dieser Zahl kann man jedoch der Wohnungsnot noch lange nicht zu Leibe rücken. Im Departement Seine (Paris) stehen immer noch 165 000 Wohnungssuchende auf der Liste. Draußen auf dem Land und in der Provinz ist es etwas besser. Aber das Wohnungsproblem ist für Frankreich eines der allerschwierigsten, nicht nur weil von den 14,5 Millionen Wohnungen 2 Millionen zu stark belegt sind, sondern vor allem weil die Hälfte dieser Wohnungen mehr als 70 Jahre alt ist und weil 4 Millionen kein eigenes WC und sonstige sanitäre Anlagen haben.

Man müßte, um den Zuwachs an Bevölkerung mit Wohnungen zu versorgen, jährlich mindestens 200 000–250 000 Wohnungen, um die baufälligen Altbauwohnungen zu ersetzen, mindestens 180 000 Wohnungen bauen, und man müßte jährlich 200 000 Wohnungen gründlich erneuern. Wenn dies gelänge, dann hätte man in 20 Jahren die Hälfte aller heute bestehenden Wohnungen erneuert. Aber das wäre das Mindeste, was man erreichen müßte, notwendig wären etwa 10 Millionen Wohnungen.

Um dieses Problem zu lösen, müßten zunächst die Mieten freigegeben werden, weil die festgesetzten Mietpreise keinen Anreiz bilden, weder für den Hausbesitzer, um sein Haus instand zu setzen, noch für den Kapitalbesitzer, um sein Geld in Häusern anzulegen. Außerdem wäre eine Finanzierung auf lange Sicht notwendig, und zwar nicht allein von staatlicher Seite, sondern vor allem von privater. Das aber scheitert daran, daß die meisten Geldgeber fürchten, nach 20 oder mehr Jahren einen entwerteten Franc zurückzuerhalten. Schlecht hat sich für das Bauwesen der staatliche Dirigismus auf dem Grundstückmarkt ausgewirkt. Die Preise der Grundstücke sind ungeheuer gestiegen, und man muß für den Erwerb eines Grundstückes für gewöhnlich über 40 % der Gesamtsumme ansetzen (in Münchens guten Randgebieten 20–30 %). Ganz bedenklich aber wirkt sich die staatliche Bürokratie aus, deren Vorschriften das Bauen zwar nicht gerade unmöglich, wohl aber sehr schwierig machen. Zur Ergötzung sei ein Beispiel genannt: die staatlichen Erlasse für das Bauwesen im Jahr 1963 machen nicht weniger als 50 km Zeilen des *Journal Officiel* aus. Vergleichsweise deutsche Zahlen sind wohl nicht errechnet, man kann aber vermuten, daß auch bei uns die Bürokratie eifrig arbeitet. Weil die Vorschriften so verwickelt sind, darum ist ein eigener Beruf entstanden, der sogenannte „promoteur“, der allein den Behördenkrieg erledigt. Die daraus entstehenden allgemeinen Kosten sind, ohne die Kosten für den promoteur zu rechnen, höher als das Architektenhonorar (*Etudes*, Oktober 1964).

Autobahnen in Frankreich

Frankreich hat zwar das dichteste Straßennetz Europas mit insgesamt 80 000 km, aber nur 200 km Autobahnen, meist auf der Straße Paris-Nizza. Das wäre erträglich, wenn die 80 000 km moderne Straßen wären. Sie sind veraltet, und darum spielen sich 70 % des gesamten Verkehrs auf 10 % dieser Straßen ab. Die Zahl der Verkehrstoten ist deswegen entsprechend hoch. Jeden Sonntag sind durchschnittlich 60 Tote zu beklagen, an Ostern und Pfingsten steigt diese Zahl auf 120, und jährlich sind es etwa 10 000 Tote.

Trotzdem geht man nur zögernd an den Ausbau von Autobahnen. Für 1964 sind 136 km vorgesehen und für 1965 etwas mehr, 168 km. Ein Kilometer Autobahnen kommt auf etwa 3–4 Millionen Francs. Das Geld für einen stärkeren Ausbau wäre leicht aufzubringen. Die *Union routière de France* behauptet, daß die französischen Kraftwagenbesitzer 1963 nicht weniger als 9 Milliar-

den Francs an Steuern aufgebracht hätten, davon seien aber nur 1,5 Milliarden für den Straßenbau verwendet worden. Das übrige Geld sei zweckentfremdet worden. Dabei gehören die Franzosen zu den intensivsten Autofahrern der Welt. Es trifft ein Kraftwagen auf 5 Einwohner, in Deutschland einer auf 7.

UMSCHAU

Die Ainu – ein sterbendes Urvolk

Geistige Zustände können nicht nach Art von Fossilien konserviert werden; ein Volk, das nicht voranschreitet – sei es infolge angeborener Unfähigkeit oder kraft widriger äußerer Umstände, schreitet zurück. Macht nicht die Kindheit der Reife Platz, wird sie zum Infantilismus – und auch das ist eine Art Vergreisung. Es kann also kein heute noch lebendes Primitivvolk ursprüngliche Verhältnisse über Jahrtausende bewahrt haben – dies ist ein Einwand, den man gern Religionsgeschichtlern macht, welche sich um das Bild eines ältesten Glaubens bemühen und dabei auch die Reste der heute noch lebenden ethnologisch ältesten Völker befragen. Von Frazer beeindruckt wiederholt auch Henri de Lubac zu Beginn seiner Studie über den „Ursprung der Religion“¹ diesen Einwand.

Freilich bleibt es uns immer zweifelhaft, ob wir wirklich an anfängliche „Ur“-Zustände herankommen, ob nicht die wirklichen Ursprünge über das hinaus liegen, was wir noch faktisch in irgendwelchen Zeugnissen fassen können. Ein Zeitfluß von Hunderttausenden von Jahren scheint so gut wie unausgefüllt. An „Leere“ dieser langen Zeiträume setzt immer wieder die Kritik an. Sie erklärt mit dem obigen Einwand, daß der Geist keinen Stillstand kennt, daß es dem Geiste eigen ist, sich entwickeln zu müssen, weshalb auch heutige Naturvölker mit primitivsten Kulturen nicht Zeugen des Urmenschen sein könnten. Ein Stehenbleiben auf ein und demselben Stande für lange Zeiträume sei unmöglich.

Indes sind gegen diesen Einwand wesentliche Bedenken anzumelden: Zunächst einmal dürfen wir nicht das Tempo unseres heutigen Fortschreitens auf die frühe Menschheit übertragen. Jede Zunahme an Technisierung bringt mit sich auch eine Beschleunigung des Fortschritts tempos. Am Beginn der Menschheitsentwicklung muß dieses Tempo ganz langsam gewesen sein. Ein Beleg dafür sind die sich durch Jahrhunderttausende hindurch ziehenden Traditionen handwerklicher Schulen. Das, obwohl der Technik naturgemäß das Bestreben nach Vorwärts, Verbesserung, Erfahrungsansammlung und Erfahrungsauswertung innewohnt. Selbst auf dem Gebiete des Technischen überwiegt in der Werkzeugherstellung des Altpaläolithikers die bewahrende Macht über die ganz schwache Tendenz zum Fortschritt. Schon von hier aus gesehen sind bei sehr langen Zeiträumen der frühen Menschheit keine umwälzenden Wandlungen weder evolutiver noch revolutionärer Art zu erwarten.

Wohnt der technischen Kultur sachnotwendig die Tendenz nach vorn, zum Fortschritt inne, so ist es bei der sittlich-religiösen Kultur anders. Der archaischen religiösen Haltung ist der Wille der Rückbeugung zum Ursprung hin eigen. Im Ursprung – man denke nur an die beherrschende Stellung des Stammvatergedankens – wird das Urbildliche gesucht, mit dem sich der archaische Mensch identifiziert, dessen urbildliches Tun er in seinem eigenen Handeln nachvollziehen will. Diese erhaltende konservierende Tendenz ist keineswegs ein Zeichen geistiger Schwäche, eines Nichtanders-könnens, einer Vergreisung, vielmehr ist sie ausgesprochen menschlich aktive Haltung, in

¹ Vgl. Henri de Lubac, *Der Ursprung der Religion*, in: Bivort-Hüttenbügel, GOTT – MENSCH – UNIVERSUM. Graz 1963, 506 f.